

und jungen Frauen ein Bedürfnis nach Freiräumen hervorrief. Ihr Streben nach autonomen, jugendspezifischen Lebenswelten brachte, wie Irmgard Klönne schreibt, eine »beachtliche Erweiterung von Handlungskompetenzen« (S. 270) mit sich und stärkte auch die Bildungsbereitschaft. Die erste Generation von Studentinnen sah sich sogar zunächst relativ günstigen Berufschancen gegenüber, die sich aber in den Krisenjahren der Weimarer Republik rasch wieder verschlechterten. So blieb Edith Glaser zufolge auch die akademische Berufstätigkeit von Frauen im frühen 20. Jahrhundert quantitativ eine marginale Größe. Im übrigen bildete gerade in Deutschland die Habilitation eine – wie Theresa Wobbe berichtet – im Vergleich zu anderen Industrieländern besondere Hürde für Frauen, um Eintritt in die männlich-exklusive »civitas academica« zu erlangen. Hier bedeutete die 1920 vollzogene Zulassung von Frauen zur Habilitation immerhin einen formalen Fortschritt. Bis 1933 waren es insgesamt 71 Wissenschaftlerinnen, die sich habilitierten bzw. eine Titularprofessur erhielten (in einem anderen Beitrag wird für 1920–33 die Zahl von 148 Habilitationen genannt, vgl. S. 456/57). Aber bis heute gilt, wie Anne Schlüter für die bundesdeutsche Gesellschaft feststellt, die Habilitation als die »entscheidende Aufstiegsbarriere für Frauen nach der abgeschlossenen Promotion« (S. 456).

Die letzten beiden Hauptabschnitte des zweiten Bandes befassen sich mit der Bildungssituation in den Schulen sowie Hochschulen in der Zeit von 1948 bis 1990, wobei sowohl die Verhältnisse in der Bundesrepublik als auch in der DDR erörtert werden. Wie schon am Beispiel der Koedukation angedeutet, werden in diesen abschließenden Beiträgen immer wieder auch jene Probleme aufgegriffen, die bereits im frühen 20. Jahrhundert diskutiert wurden. »Wissenschaft in Bewegung« nennt sich einer der letzten Aufsätze – Heike Kahlert zeigt darin, daß sich Frauenforschung inzwischen vor allem in den Geistes- und Sozialwissenschaften institutionalisieren konnte. Und dennoch hält sie fest, daß es noch eine Reihe von »nahezu frauenfreien Räumen« gibt, daß der inzwischen »vielfältig ausdifferenzierte Diskussionsstand in der feministischen Kritik und Theoriebildung in keinsten Weise mit ihrem Institutionalierungsgrad im Wissenschaftsbetrieb korrespondiert« (S. 532). Elke Kleinau und Claudia Opitz haben als Herausgeberinnen mit ihren beiden höchst aspektreichen Bänden einen immer wieder spannend zu lesenden Überblick nicht nur zur Bildungsgeschichte im engeren Sinn vorgelegt. Die einzelnen Beiträge können als Bausteine zu einer »anderen Geschichte« gelesen werden, deren Zäsuren häufig keineswegs mit den bekannten historischen Periodisierungen übereinstimmen. Schade ist nur, daß diese bereits im Vorwort dargelegte Erkenntnis in der chronologischen Gliederung der beiden Bände keinen Niederschlag gefunden hat. Die Herausgeberinnen haben sich – der besseren Übersicht wegen, wie sie schreiben – an den herrschenden Periodisierungen orientiert. Vielleicht ist dies ein Zugeständnis an jene eingefahrenen Blickweisen, zu deren Überprüfung die einzelnen Beiträge dieses Grundlagenwerkes doch gerade ermuntern.

*Norbert Fischer, Hamburg*

Lynn Abrams/Elizabeth Harvey (Hrsg.), *Gender Relations in German History. Power, Agency and Experience from the Sixteenth to the Twentieth Century*, UCL Press, London 1996, 262 S., kart., 20 £.

1949 trafen sich in Lancaster deutsche, amerikanische und britische Historiker und Historikerinnen zu einer Konferenz der »German History Society« zum Thema »Geschlechterbeziehungen in der deutschen Geschichte«. Einige dieser Vorträge liegen in dem anzuzeigenden Band nun gedruckt vor. Dem englischsprachigen Publikum wird mit der Sammelpublikation die Möglichkeit gegeben, neuere Forschungen zu verschieden-

sten Bereichen der historischen Frauenforschung zu Deutschland kennenzulernen. Für deutsche Leserinnen mag einiges aus dem Buch schon bekannt sein, sind doch zumindest die Beiträge von Heide Wunder zu Geschlechternormen im frühneuzeitlichen Deutschland, von Regina Schulte zu Krankenschwestern im Ersten Weltkrieg und von Claudia Schoppmann zur Geschichte von Lesben und weiblicher Homosexualität im »Dritten Reich« in dieser oder ähnlicher Form schon auf deutsch erschienen.

Auch die übrigen Beiträge decken ein breites Themenspektrum ab. Ulinka Rublack befaßt sich mit Abtreibungsfällen vor südwestdeutschen Gerichten zwischen 1515 und 1690. Sie demontiert in überzeugender Weise die These, daß in der damaligen Zeit vor allem durch die Mitwirkung von Hebammen eine weibliche Autonomie über reproduktive Prozesse hergestellt worden sei. Diese Sichtweise unterschätze nicht nur die öffentlichen Kontrollmomente, denen schwangere Frauen seit dem 16. Jahrhundert ausgesetzt gewesen seien und an denen gerade weibliche Hebammen beteiligt gewesen seien, sondern harmonisiere auch gegensätzliche Interessen von Frauen. Dagmar Herzog beschäftigt sich in ihrem interessanten Beitrag – übrigens dem einzigen aus einer auch männergeschichtlichen Sicht – mit den Deutschkatholiken, die zur Mitte des letzten Jahrhunderts gegen die Machtstellung und die Dogmen der römisch-katholischen Kirche aufbegehrten. In der Forschung gelten diese dissidenten Gruppen als eine der Hauptwurzeln des deutschen Feminismus, hatten sie doch die Gleichheit der Geschlechter auf ihre Fahnen geschrieben. Diese Forderungen seien zwar von den männlichen und weiblichen Dissidenten erhoben worden, jedoch – so Herzog – seien sie eher ein Nebenaspekt gewesen. Im Zentrum der Diskussionen um Abschaffung des Zölibats und für die Akzeptanz von evangelisch-katholischen Mischehen hätten die sexuellen Rechte von Männern, ihre Ängste und Hoffnungen gestanden. Um eheliche Konflikte im 19. Jahrhundert geht es in dem Artikel von Lynn Abrams. Anhand von Scheidungsverfahren will sie zeigen, daß Männer und Frauen sich in der Ehe Kameradschaft, Zuneigung und gegenseitigen Respekt erhofft hatten. In dem Augenblick jedoch, in dem der Ehemann seine Macht schwinden sah, weil seine ökonomische Basis durch Krisen angegriffen wurde, habe er oftmals mit Gewalt versucht, seinen Status zu retten. Leider wird aber der Zusammenhang von Ökonomie und Privatsphäre von Abrams immer nur behauptet, nie belegt. In den von ihr präsentierten Prozeßakten ist höchstens die Rede davon, daß der Ehemann nach ein paar Jahren der Ehe anfing zu trinken, was den beruflichen Abstieg einläutete. Ebenso wenig finden sich bei ihr Quellen, die über die Hoffnungen bei der Heirat Auskunft geben. Der Beitrag vermag nicht, das sicherlich sehr komplexe Thema ehelicher Gewaltverhältnisse und der gegenseitigen Ansprüche und Wünsche von Ehepaaren auch nur annähernd quellenkritisch und strukturell stringent aufzuarbeiten.

Anhand von Strafprozeßakten zeichnet Cornelia Osborne die Wege nach, die schwangere Frauen in der Weimarer Republik einschlugen, wenn sie abtreiben wollten. Die Kategorien Geschlecht und Klasse, so Osborne, hätten die Entscheidungen und Handlungsräume von abtreibungswilligen Frauen und ihren Partnern in vielfältiger Weise geprägt. Sie hätten sich zunächst an ihre je geschlechtsspezifisch formierten Netzwerke gewandt, um von den Nachbarn und Nachbarinnen, Verwandten, Arbeitskollegen und -kolleginnen etc. Adressen und Unterstützung zu erhalten. Die Frauen hätten anders als ihre Partner weibliche Abtreiber vorgezogen, die meist aus der gleichen Schicht wie sie selber stammten. Der Wunsch nach einer Abtreibung habe ein Paar sowohl enger zusammenbringen als auch existierende Spannungen erhöhen können. Frauen aus der Arbeiterklasse hätten in erster Linie (weibliche) Laienabtreiber, aber auch Ärzte aufgesucht, die wiederum von Frauen aus den Mittelschichten bevorzugt worden seien. Insgesamt habe der fortlaufende Prozeß der Medikalisierung Handlungsmöglichkeiten aus den Händen der Laienabtreiber, vornehmlich Frauen, genommen und an die Ärzte, überwiegend Männer, gegeben. Damit sei auch die Kooperation zwischen der Abtreiberin und der

Schwangeren einem hierarchischen Arzt-Patientin-Verhältnis gewichen, in dem die Patientinnen nur wenige Entscheidungsmöglichkeiten bei der Durchführung einer Abtreibung gehabt hätten. Anzumerken bleibt, ob diese Sicht nicht die Netzwerke idealisiert und die ja auch von Osborne aufgezeigten Über- und Mißgriffe von Laienabtreibern zu unbestimmt als Einzellerscheinungen deutet. Kate Lacey zeigt, daß die Radiopropaganda für Hausfrauen während des Nationalsozialismus dazu diente, die private Sphäre zu politisieren. Die Hausfrauen sollten an das Regime gebunden werden und gleichzeitig dessen Ansprüche erfüllen. Ihre Möglichkeit, als Konsumentin das Wirtschaftsleben zu beeinflussen, wurde zur nationalen Aufgabe deklariert. Die strukturelle Funktion dieser Sendungen habe darin gelegen, mit der Betonung des weiblichen Lebensraums Frauen den Eindruck von Kontinuität und Stabilität zu vermitteln, um damit die radikalen Veränderungen, die der Nationalsozialismus tatsächlich brachte, zu vernebeln. Das moderne Kommunikationsmittel des Radios sei von den Nationalsozialisten benutzt worden, um ein reaktionäres Ziel zu verwirklichen, nämlich in der Absicht, es den Zuhörerinnen annehmbar zu machen, aus der öffentlichen in die Privatsphäre verbannt zu sein. Die Defizite dieser Untersuchung liegen zum einen in der Unschärfe der benutzten Begriffe. Frauen wurden nur von bestimmten Teilen einer politischen Öffentlichkeit ferngehalten, nämlich von den Schaltstellen der Macht. Gerade beim Rundfunk, und das konstatiert ja auch Lacey, ergaben sich neue Möglichkeiten für sie, öffentlich zu wirken. Zum zweiten verschwammen in der NS-Zeit die Grenzen zwischen »public« und »private« bis zur Unkenntlichkeit, hieß doch die Politisierung des Privaten, es mit einer nicht nur rhetorischen Bedeutung aufzuladen, so daß von der herkömmlichen Dichotomie und Hierarchie der beiden Wirkungskreise nicht mehr viel übrig blieb. Abschließend geht Katherine Pence auf die Rekonstruktion des Familienmodells mit dem männlichen Haupternährer und der weiblichen Hausfrau/Zuverdienerin ein, die nach dem Zweiten Weltkrieg sowohl in Ost- wie in Westdeutschland einsetzte. Dabei unterlag einmal mehr die Hausfrau und ihr Kaufverhalten besonderer Aufmerksamkeit, da die Konsumtion als ein Indikator für materiellen Wohlstand galt, der wiederum essentiell wurde für die Selbstdefinition der konkurrierenden Gesellschaftssysteme in Ost und West.

Deutlich wird die große Spannweite an Zeiten, Themen und Problemen, die in diesem Band verhandelt werden. Es ist zwar verständlich, daß die beiden Herausgeberinnen Elizabeth Harvey und Lynn Abrams in ihrer Einleitung versuchen, den Beiträgen einen inneren Zusammenhalt zu verleihen. Nicht alle Beiträge verhandeln jedoch die »Geschichte der Geschlechternormen [...], der Macht, des Körpers und die Beziehung zwischen Öffentlichkeit und Privatheit« (S. 2). Einzelne beschäftigen sich mit keinem dieser Punkte. Auch der äußerst hergesuchte Untertitel mit seinen höchst modischen, aber letztlich doch auf konkrete Füllung angewiesenen Schlagwörtern Macht, »agency« und Erfahrung vermag die Konzeptionslosigkeit des Buches nicht zu kaschieren. Wie manchmal bei Sammelbänden dieser Art zeigt sich etwas ganz anderes als der unterstellte rote Faden: nämlich daß die historische Frauen- und Geschlechterforschung mittlerweile hochspezialisiert ist.

*Birthe Kundrus, Oldenburg*

Irmtraud Götz von Olenhusen (Hrsg.), Frauen unter dem Patriarchat der Kirchen. Katholikinnen und Protestantinnen im 19. und 20. Jahrhundert, Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart etc. 1995, 214 S., kart., 44,80 DM.

Wie in vielen Bereichen der Sozialgeschichte so gibt es auch in der Frauengeschichtsforschung nach wie vor einen »creative gap« zwischen makrotheoretisch wohlbegründeten Forschungszielen und praktischer historischer Arbeit am Einzelfall. Der vorliegende Sam-